

Musikgeschichtsschreibung auf dem Weg in die digitale Ära

Rainer Bayreuther

Für Hans-Harald Müller, der die Thematik so kommentierte: "Bedenke, was Tucholsky sagte, als er sich abschaffen wollte: 'Ich würde mir doch sehr fehlen.'"

Schlaglichter der gegenwärtigen Lage

Copy and Paste. Seminararbeit, Bachelorarbeit, Masterarbeit, Doktorarbeit – die akademischen Qualifikationsschriften, noch fest in den geisteswissenschaftlichen Studienordnungen verankert, scheinen auch nicht mehr das zu sein, was sie einmal waren. Was aber waren sie? Was sie seit der mittelalterlichen Universität mit ihrer glossierenden Arbeitsweise, seit den überbordenden Quellenpatchworks der frühneuzeitlichen Enzyklopädisten, seit dem quellenkritischen Editionsfuror des 19. Jahrhunderts immer noch und mehr denn je sind, ist ein immer neues Anordnen von bereits gesagten Sätzen und bereits gedachten Gedanken. Allenfalls neu könnte das Ausmaß der Un-Ordnung sein, in der die Funde aufeinanderfolgen. Fragt sich freilich, welches Ordnungskriterium angelegt wird. Früher folgte die Ordnung der Funde der gewählten Themenstellung. Heute folgt die Themenstellung der gefundenen Ordnung der Funde in Archivablagen, Bibliothekssystematiken, in der ausgewerteten Forschungsliteratur, in den Links bei Wikipedia, in den Treffern der Suchmaschine.

Internet im Seminarraum? In dieser Kontroverse sind aus allen erdenklichen Perspektiven Argumente ausgetauscht worden: aus historischen, pädagogisch-didaktisch-lernpsychologischen, ökonomischen, juristischen. Die Positionen kann man grob so skizzieren: Die Jasager sagen, zu allen Zeiten habe man gelernt und studiert auf dem medialen Stand der Dinge. Die Neinsager sagen, die großen Durchbrüche in der Wissenschaft ebenso wie die kleinen persönlichen Lernfortschritte in der Schule verdankten sich der Kreativität des menschlichen Geists, die nicht in vorgefertigten Wissensbahnen enggeführt werden dürfe.

Fehlzeitenregelungen. Im Juni 2016 verklagte ein Student der Politikwissenschaft seine Alma Mater, die Universität Mannheim. Er hielt die Präsenzpflichten für Lehrveranstaltungen, die in seiner Studienordnung standen und ihm im Falle eines Falles die Teilnahme an einer Prüfung verwehrten, für rechtswidrig. Warum stehe es ihm nicht frei, sich wissenschaftliches Wissen im Selbststudium zu erarbeiten? Der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg gab ihm recht. Grundlage für das Urteil vom 21.11.2016 waren zwei Grundgesetzartikel. In Art. 12 Abs. 1 GG heißt es: "Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen." In Art. 5 Abs. 3 GG steht lapidar

"Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei." Mindestens aus dem Recht auf freie Ausbildung folgt, so unter den Verfassungsrechtlern unstrittig, ein Recht auf Studierfreiheit. Ein älteres Urteil des Bundesverfassungsgerichts, weit vor dem Bolognaprozess am 19.5.1973 gefällt, leitete auch aus dem Grundrecht der Wissenschaftsfreiheit ab: "Die Studenten sind keine Schüler und nicht bloße Objekte der Wissensvermittlung, sondern sie sollen selbständig mitarbeitende, an den wissenschaftlichen Erörterungen beteiligte Mitglieder der Hochschule sein."¹ Ein Hinweis auf die Humboldtsche Universität fehlte nicht. So weit so gut. Wenn man allerdings die Digitalisierung hinzudenkt, wird es paradox. Die Universität Mannheim unterlag nämlich nicht komplett, sondern kam teilweise durch mit der Differenzierung, nur für bestimmte Lehrveranstaltungsformate könne eine Präsenzpflcht verfassungswidrig sein, namentlich für Vorlesungen mit einem bekannten und fixen Lerninhalt, der auch im Selbststudium erarbeitet werden könne. Bei Seminaren aber, wo es auf die diskursive Erarbeitung von Wissen ankomme, müsse doch eine pflichtmäßige Teilnahme vorgeschrieben werden können. Ausgerechnet bei den Formaten, in denen sich der modularisierte Lehrbetrieb am weitesten vom Humboldtschen geisteswissenschaftlichen Prinzip der Universität entfernt hat, soll aus demselben Humboldtschen Prinzip die Studierfreiheit folgen. Und dort, wo noch halbwegs nach dem Humboldtschen Prinzip studiert wird, soll mit Verweis auf dasselbe Humboldtsche Prinzip die Studierfreiheit per Studienordnung beschnitten werden dürfen. Wenn man jetzt noch digitale E-Learning-Formate hinzudenkt, in denen die Onlinepräsenz an einer Lehr-Lern-Sequenz, die Prüfungszulassung und die Prüfung selber echtzeitlich und algorithmisch strikt gekoppelt sind und sich die Frage nach der Differenz von Studieren und präsent sein gar nicht mehr stellt,² scheint man aus dem Widerspruch, dass ausgerechnet eine nicht-ergebnisoffene Zeitekstase von Lehren-Lernen-Prüfung der Humboldtschen freien Geistestätigkeit von Forschen, Lehren und Lernen entsprechen soll, nicht mehr herauszukommen.

Geschichte ohne Geschichtsschreibung

Ohne sich darüber Klarheit zu verschaffen, was (Musik)Geschichte überhaupt ist, ist diesen Phänomenen der Fabrikation von Musikgeschichte in digitalen Zeiten nicht beizukommen. Das grundlegende Faktum hierbei ist, dass es Geschichte gibt, auch ohne dass sie geschrieben (oder gedacht, archiviert, erforscht usw.) wird.³ Was ist das, das es dem ontologischen Sinn der Existenzquantifikation des "es gibt..." nach gibt und das ich umstandslos Geschichte nenne, auch wenn es, wie bald zu sehen sein wird, etwas anderes ist als die Geschichte, die die klassische geisteswissenschaftliche Geschichtsschreibung hervorbringt? Es ist ein Geflecht von

¹ BVerfGE 35, 79, Abs. 157.

² Zur (auf Niklas Luhmann zurückgehenden) Unterscheidung der losen und der strikten Kopplung in der digitalen Welt Martin Warnke: *Theorien des Internet zur Einführung*, Hamburg 2011.

³ Ausführlich begründet habe ich die Position in R.B.: „Geschichtliche und ungeschichtliche Sachverhalte in der Musik“, in: Michele Calella und Nikolaus Urbanek (Hgg.): *Musikhistoriographie[n]*. Bericht über die Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Musikforschung Wien – 21. bis 23. November 2013, Wien 2015, S. 219-233.

Ereignissen, die durch den Faktor der Kausalität miteinander verbunden sind. Alles, was geschehen ist oder geschieht, ist ontologisch ein Ereignis. Die Geburt Mozarts, die Komposition und die Uraufführung des *Don Giovanni*, der Tod Mozarts, die Erhebung Mozarts zum Klassiker (ein langwieriges Ereignis, das viele Teilereignisse wie etwa die Aufstellung eines Mozartdenkmals im Park des Schlosses Tiefurt 1799 in sich begreift), das Entstehen der Neuen Mozart-Ausgabe, meine bescheidene Bezugnahme auf den *Don Giovanni* in dem Buch *Was ist religiöse Musik?* – all das sind Ereignisse. Ein Ereignis geschieht nie ohne Grund. Es ist durch Kausalität mit dem jeweiligen Status quo der Welt verbunden. Manche Ereignisse geschehen durch rein naturgesetzliche Kausalität. Von den genannten Ereignissen ist das der Tod Mozarts, den niemand willentlich herbeigeführt hat. Alle anderen genannten Ereignisse sind durch menschliches Handeln eingetreten. Die Kausalität, mit der sich bewusstes und willentliches Handeln in den Status quo der Welt einschreibt, ist anders geartet als rein naturgesetzliche Kausalität, aber es ist definitiv eine Form von Kausalität.⁴ Das ist auf den ersten Moment nicht einsichtig. Wäre die Welt sich selbst überlassen, wäre der *Don Giovanni* nicht komponiert und auch kein Denkmal im Tiefurter Park aufgestellt worden. Menschliches Handeln stellt der naturgesetzlichen Kausalität, die im entropischen Lauf der Dinge liegt, eine andersartige Kausalität entgegen. Sie unterbricht die naturgesetzliche Kausalität oder lenkt sie um. Handlungen geschehen aufgrund einer kausalen Entität, die sich (mit Frege) ontologisch als Gedanke darstellt. Zweierlei Arten von Gedanken konstituieren eine Handlung: Gründe und Intentionen. Ein Handelnder hat Gründe (meist sind es in der Tat bei jeder Handlung eine Mehrzahl), die Welt durch Handeln negentropisch zu verändern. Gründe und Intentionen sind ontologische Gedanken, bei der Komposition des *Don Giovanni* etwa der (von den Bewussthabern Mozart und da Ponte mental repräsentierte) Gedanke "Ich möchte eine Oper über den Don-Juan-Stoff komponieren". Er bildet die übergreifende Intention der Handlung (übergreifend, weil sie viele Teilintentionen als Zwischenschritte in sich begreift). Zu dieser Intention tritt eine Motivation durch Gründe hinzu. Ontologisch sind Gründe ebenfalls Gedanken, etwa der Gedanke "Den Menschen muss ihre Gottlosigkeit auf dem Theater vorgeführt werden" (ein religiöser bzw. moralischer Grund) oder "Ich brauche Geld für meinen Lebensunterhalt" (ein voluntaristischer Grund). Mit den Gründen und den Intentionen verkettet sich die Handlung kausal in die Welt. Mit den Gründen wird ein Defizit im Status quo der Welt diagnostiziert, mit der Intention soll es behoben werden. Die Handlung verändert dann im Rahmen des naturgesetzlich Möglichen den Status quo. Ob das Resultat der Handlung genau der Intention entspricht, ob die Intention nur zum Teil oder überhaupt nicht realisiert wurde, ändert nichts an der Kausalität und damit der Geschichtlichkeit der Handlung. Denn die Kausalität liegt in den Gründen und Intentionen selbst. Sie allein verketteten über die Handlung den Status quo und den Status quo ante, wodurch indirekt die Diskrepanz zwischen intendiertem und faktischem Status quo mit in die Kausalverbindung einfließt.

⁴ Doris Gerber: *Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung*, Berlin 2012.

Überflüssig anzumerken, dass auch die Erforschung (musik)geschichtlichen Handelns (musik)geschichtliches Handeln ist und nach genau denselben Faktoren Gründe/Intentionen sich kausal in die Welt einschreibt wie die zu erforschende Handlung. Die Gründe etwa des Forscherhandelns sind in der Regel ein ähnlicher Mix aus moralischen ("etwas zu wissen ist moralisch erstrebenswert") und voluntaristischen Gründen ("ich muss meinen Lebensunterhalt verdienen, indem ich meinen Dienstpflichten nachkomme, zu denen auch Musikforschung gehört"). Daraus lassen sich unschwer intentionale Gedanken generieren.

Es gibt, soweit ich sehe, keinen plausiblen Grund, warum die Existenz dieser kausalen Verkettung von Ereignissen davon abhängig sein soll, dass sie erforscht und aufgeschrieben wird. Schon gar nicht tritt sie durch eine bestimmte Form des Aufschreibens, das erzählende Aufschreiben nämlich, in die Existenz. Das Thema des historiographischen Erzählens, der so genannten Narrative der Geschichtsschreibung (im Gefolge des New Historicism bzw. musikwissenschaftlich der New Musicology), ist komplett überbewertet und wird überdies an der systematisch falschen Stelle veranschlagt, nämlich an der, an der wir gerade sind, der Existenz von Geschichte. Ich komme später auf das Thema zurück und versuche, seine tatsächliche systematische Stelle im historiographischen Handeln zu bestimmen. Insofern Geschichte unabhängig von ihrer Erforschung existiert, ergibt sich für die historische Forschung die schlicht anmutende Aufgabe, "bloß [zu] sagen, wie es eigentlich gewesen" (Ranke⁵). Diese so viel zitierte wie kritisierte Auffassung muss nicht fürchten, vom narratologischen Zweifel angekränkt zu werden. Sie hat ihre einfache Berechtigung darin, dass es jenes eigentlich Gewesene tatsächlich gibt. Jedes historiographische Handeln, gleich ob es erzählend, archivierend, chronologisierend oder sonstwie vorgeht, hat sein Korrektiv und seinen Maßstab in den geschichtlichen Entitäten selbst, und das sind Handlungen mit ihren Gründen und Intentionen. Dass Intentionen und insbesondere Gründe menschlicher Handlungen schwer herauszufinden sind, kann keine Entschuldigung dafür sein, dass man es gar nicht erst versucht. Genau das ist allerdings in der Herausbildung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen und Methoden geschehen. Ich werde später darauf eingehen, da hier eine wichtige Einsatzstelle für digitale Techniken liegt.

Das Subjekt von Geschichte in den Geisteswissenschaften

Obwohl ich also einen Buchtitel wie den berühmten Diltheyschen *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* für unsinnig halte, weil sich die geschichtliche Welt auch ganz ohne Geisteswissenschaften aufbaut, steige ich in den folgenden

⁵ Leopold Ranke: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*, Bd. 1, Leipzig und Berlin 1824, Vorrede, S. VI.

Überlegungen etwas tiefer ein in die Geschichtstheorie der Geisteswissenschaften und der Methodiken der geschichtlichen Forschung, die sie daraus ableitet. Schon in jenen Methodiken werden sich Tendenzen zu einer Technisierung zeigen, an denen digitale Techniken die allerschönsten Anknüpfungspunkte finden – und das, obwohl die Geisteswissenschaften sich gegen technische Verfahren ausdrücklich und teils vehement abgegrenzt haben. Die implizite Technizität des geisteswissenschaftlichen Arbeitens ist ein blinder Fleck jener Disziplinen. Bevor das einsichtig gemacht werden kann, muss die geisteswissenschaftliche Geschichtskonzeption näher beleuchtet werden. (Die eine Auffassung von Geschichte und das eine geisteswissenschaftliche Konzept gibt es natürlich nicht. Es handelt sich um eine Strömung in der deutschen Philosophie und Geschichtswissenschaft, die grob gesagt im Idealismus (Hegel, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt u.a.) beginnt, die von Historikern aller Richtungen (Universalgeschichte, Rechts-, Sozial-, Philosophie-, Kunst-, Sprach-, Literatur-, schließlich auch Musikgeschichte⁶ u.a.) aufgegriffen wird und bei Dilthey⁷ einen vorläufigen Abschluss findet. Großangelegte Bestandsaufnahmen finden sich namentlich bei Rothacker⁸ und Gadamer⁹. Ich erlaube mir, das weite Feld auf einige Grundzüge zu vereinfachen, die über alle Streitigkeiten und Abgrenzungen hinweg galten.)

Die geschichtliche Forschung geisteswissenschaftlicher Couleur geht üblicherweise nicht von einer Handlung ihrer Vorgangshaftigkeit oder ihrer Intention nach, sondern von einem Handlungsergebnis aus: einem Kunstwerk, einer juristischen Verfassung, einer sozialen Institution usw. Dilthey nennt das Resultat "Objektivierung des Lebens".¹⁰ Geschichtlich ist eine Objektivierung nicht schon dadurch, dass sie aus einer Handlung hervorging und über deren Gründe und Intentionen eine Verbindung zum Status quo ante hatte, wie ich oben in meinem handlungsbasierten Geschichtsbegriff skizziert hatte. Sie ist es im geisteswissenschaftlichen Verständnis erst, wenn sie aus einer gemeinsamen Sphäre des Erlebens und Verstehens hervorging, die sie mit zeit-räumlich benachbarten Objektivierungen vergleichbar macht. "Eine ganze Reihe von ungelösten Problemen der Musikgeschichtsschreibung", sagt Hermann Zenck 1928, könne "nur in enger und ununterbrochener Zusammenarbeit mit der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte aufgeklärt werden".¹¹ Dilthey fasst das als "Sphäre von Gemeinsamkeit"

⁶ Wilibald Gurlitt wurde mit Diltheys Denken vermutlich schon über seine väterliche Familie vertraut gemacht. Nachweislich las er ihn während der langen Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg. Zur Göttinger Diltheyschule um Herman Nohl und Georg Misch pflegte er persönliche Beziehungen.

⁷ Namentlich mit dem unvollendeten Spätwerk *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (1910) (Gesammelte Schriften VII, im Folgenden zit. nach dieser Edition).

⁸ Erich Rothacker: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, Bonn 1930 (1919); Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften*, München/Berlin 1926.

⁹ Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960, 1990, bes. das Kap. "Ausweitung der Wahrheitsfrage auf das Verstehen in den Geisteswissenschaften".

¹⁰ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 146ff.

¹¹ Hermann Zenck: "Musikgeschichte bis zum XV. Jahrhundert. Eröffnungsbericht", in: *Archiv für Kulturgeschichte* 18 (1928), 328-344, hier 333. Zenck liest die gesamte musikgeschichtliche Forschung der Nachkriegsjahre als Frucht des geisteswissenschaftlichen Denkens, dessen Theoretiker Dilthey, Windelband, Rickert, Simmel, Lamprecht, Rothacker, Freyer u.a. er unablässig bemüht.

oder kurz als "Geist".¹² Der Unterschied zu meiner Geschichtstheorie ist unverkennbar: Erst durch Bezug auf eine als existierend aufgefasste Entität erhält eine Objektivierung den Status der Geschichtlichkeit. Welche Entität das genau ist, darüber herrschten in den geisteswissenschaftlichen Strömungen teils kontroverse Auffassungen (ist es ein individuelles Leben? ist es etwas Kollektives?), teils ließ man mehrere Entitäten nebeneinander zu und die Wahl war mehr der Form der historiographischen Darstellung geschuldet (das individuelle Leben bei einer Biographie, der Staat oder die Nation bei einer universalgeschichtlichen Studie usw.). In meinem Geschichtsmodell kann das schlicht als übereinstimmende Gedanken in den Handlungsgründen und -intentionen systematisiert werden. In der geisteswissenschaftlichen Geschichtsauffassung hat die Sphäre ein viel größeres Gewicht. Sie ist Grund des wechselseitigen Verstehens, eine in sich plastische, organische und dynamische Struktur oder sogar ein selbst hervorbringendes Moment, das die einzelnen Akteure als seine Werkzeuge beansprucht: ein "Subjekt". (Warum sich auf diesem Fundament recht umstandslos eine völkische Musikforschung errichten ließ, wie sie sich bei Diltheyanern wie Herman Nohl, Wilibald Gurlitt oder Ernst Bücken zeigt, ist unschwer zu erkennen: Man muss als das Subjekt nur das Deutschtum setzen.)

Schon in der Hegelschen Philosophie hatte sich das kollektive Bewusstsein als Staat und damit als eine Entität manifestiert, das nicht nur die Summe aller Einzelhandlungen in seinen Grenzen darstellt, sondern das sich seiner selbst bewusst ist und selbst aktiv mindestens Rahmenbedingungen setzt, so dass alles Handeln innerhalb des Staats als staatliches Handeln erscheint. In der anschließenden Historischen Schule ist dieser Akteurscharakter der gemeinschaftlichen Sphäre unterschiedlich akzentuiert worden. Dass sie aber der eigentliche Akteur in den Handlungen von Einzelpersonen ist, war eine durchgehende Denkfigur. Besonders deutlich zeigt sie sich etwa bei Karl Lamprecht. Dass der Staat durch seine Beamten handelt, erschien Lamprecht als eine noch zu schwache Fassung des Umstands, dass es in allen Einzelhandlungen ein Subjekt gibt, aus dem genetisch alle Einzelhandlungen und folglich ihre Geschichtlichkeit hervorgehen. Er fasste dieses Subjekt als etwas seelisch und kulturell Homogenes, das seinerseits dem Staat als seiner Konkretion zugrunde liegt, und bezeichnete es als Nation.¹³ Rothacker bemüht dafür den Herderschen Begriff des Volksgeists oder bezeichnet es auch als "Weltbild" oder "Weltanschauung"¹⁴, das die "Macht der Synthesis" der diversen Lebensbereiche und einzelnen Handlungen der Menschen habe.¹⁵ Um den Aktivitätscharakter des historischen Subjekts zu verdeutlichen, greift auch Rothacker wieder auf den Hegelschen Begriff des Geists zurück, der die Weltanschauungen in konkreten Handlungen verwirklicht.

¹² Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 147 (beide Zitate).

¹³ Erich Rothacker: *Über die Möglichkeit und den Ertrag einer genetischen Geschichtsschreibung im Sinne Karl Lamprechts*, Leipzig 1912, S. 34, zit. nach Ralph Stöwer: *Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen*, Göttingen 2012, S. 44.

¹⁴ Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926), S. 129.

¹⁵ Ebd., 132.

Geist sei deshalb der umfassendere Begriff als Weltanschauung.¹⁶ (Es sei als Kuriosum, das von nachlassender Kenntnis der philosophischen Grundlagen zeugt, Folgendes angemerkt: In der neueren Sozialforschung, in die die Handlungstheorien aus den Geisteswissenschaften abgewandert sind, wird man statt den genannten Begriffen Geist, Volk, Weltanschauung usw. den Begriff der "Struktur" finden.¹⁷ Geschichtsphilosophisch macht das keinen Unterschied. Im Zeichen des cultural turn wird das Geschichtssubjekt nun zunehmend in "Kultur" umgetauft; man kehrt also zu einem Begriff aus der geisteswissenschaftlichen Geschichtstheorie des 19. Jahrhunderts zurück, ohne es allerdings zu merken.)

Nun dürfte klar sein, dass das Erkenntnisinteresse der geisteswissenschaftlichen Geschichtsforschung nicht den Objektivationen selbst gelten kann. An ihnen allein kann ja gar keine Geschichtlichkeit aufgewiesen werden. Eine werkimmanente Analyse eines Kunstwerks lässt das Kunstwerk im geschichtsleeren Raum hängen. Aus einem Werk selbst kann sich auch kein Verstehensansatz ergeben. Vielmehr muss das Erkenntnisinteresse dem gelten, was das Werk verstehbar macht und was das Werk als Dokument eines Vorgangs des Verstehens von etwas anderem ausweist, also das Subjekt der Geschichte. Man kann dafür auf eine völkerpsychologische, eine nationale, eine völkische, je nach Weltbild auch auf eine biologische Ebene wechseln und vor dieser Folie die konkrete Objektivation verstehen. Wölfflins Begriff des Stils¹⁸ zeigte aber, dass sich das Geschichtssubjekt auch in der Begrifflichkeit der jeweiligen Einzelwissenschaft formulieren lässt. Für die Einzelwissenschaften, denen beim Wechsel auf die psychologische oder philosophische Argumentationsebene notorisch unwohl wird, war das höchst attraktiv. Der Stilbegriff, ursprünglich aus der Kunstgeschichte stammend, feierte denn auch in der Literatur- und der Musikgeschichtsschreibung großen Erfolg. (In der Musikwissenschaft waren dies mit ausdrücklichem Verweis auf den geisteswissenschaftlichen Geschichtsbegriff namentlich Gurlitts Kategorie des Klangstils¹⁹ und Fickers Begriff der Klangform²⁰.) Ohne den Überbau des Subjekts von Geschichte ist er sinnlos. Es entspricht völlig der Logik der Geisteswissenschaften, dass Rothacker höchst befremdet war, als Wölfflin in seinem Spätwerk *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* (1915) auf einen werkimmanenten Stilbegriff umschwenkte, wo er in der Renaissance-Barock-Studie von 1888 noch definiert hatte: "Einen Stil *erklären* kann nichts anderes heißen als ihn nach seinem Ausdruck in die allgemeine

¹⁶ Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926), S. 163.

¹⁷ Prominent etwa Jürgen Kocka: *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1986.

¹⁸ Heinrich Wölfflin: *Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien*, München 1888.

¹⁹ Wilibald Gurlitt: „Die Wandlungen des Klangideals der Orgel im Lichte der Musikgeschichte“, in: ders. (Hg): *Bericht über die Freiburger Tagung für Deutsche Orgelkunst*. Vom 27.–30. Juli 1926, Kassel 1926, ed. in Gurlitt Aufsätze Bd. xy, S. 3-33. Bemerkenswert ist auch der (von Wölfflin und Langbehn übernommene) Stilbegriff bei Gurlitts Vater: Cornelius Gurlitt: *Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klasicismus*, 3 Bde., Stuttgart 1887-1889.

²⁰ Rudolf von Ficker: "Primäre Klangformen", in: *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* 1929, 21-34.

Zeitgeschichte einreihen, nachweisen, dass seine Formen in ihrer Sprache nichts Anderes sagen, als die übrigen Organe der Zeit."²¹

Der (vermeintliche) Kunstwerkcharakter geisteswissenschaftlicher Geschichtsschreibung

Wie kommen nun die Geisteswissenschaften von der Theorie der Historie zur Historiographie? Wie lässt sich das geschichtliche Subjekt, die gemeinschaftliche Sphäre, propositional explizit machen? "Idiographie", also eine Art dichte Beschreibung einer Objektivation, wie Rickert und Windelband die geisteswissenschaftliche Methode vom "nomothetischen" Vorgehen der Naturwissenschaften abgrenzen,²² reicht zur Charakterisierung nicht aus. Das Problem liegt nicht in der Idiographie der Objekte, die objektnah etwa unter Verwendung zeitgenössischen Sprachgebrauchs und Theoriebildung erfolgen könnte. Es liegt in der, wenn man so will, Heterographie, dem Brückenschlag zu andern Objektivationen, von denen der Historiograph annimmt, dass sie dieselbe Sphäre der Gemeinschaftlichkeit ausdrücken. Hier ist eine im weitesten Sinn imaginierende, phantasievolle, kreative, ja künstlerische Leistung vonnöten. Dilthey versuchte sie als "Erleben und Verstehen" zu fassen, räumte aber im selben Atemzug ein, dass das notwendigerweise unvollständig sei, "da das Erleben unergründlich ist und kein Denker hinter dasselbe kommen kann".²³ Diltheys These ist, dass sich in der seelischen Tiefe des Erlebens je Bezüge der Objektivation zu einer anderen (ab)bilden, aus denen dann – durchaus auch nomothetisch, wie Rothacker gegen Rickert einwandte – auf das zugrunde liegende Geschichtssubjekt geschlossen werden kann. Der Historiograph muss also im Nachvollzug der Objektivation nacherleben, was der originäre Akteur erlebte, um es unter Aufbietung seiner Faktenkenntnis von den historischen Gegenständen um die Objektivation herum mit mutmaßlich denselben anderen Objektivationen in Beziehung zu setzen wie damals der originäre Akteur. Diese Beziehungen können dann expliziert und systematisiert werden, womit der Verstehensteil der Diltheyschen Methode benannt wäre. Darin schließlich müsste sich irgendwann das abzeichnen, was am Ende der geisteswissenschaftlichen Historiographie Geist, Stil, Weltbild einer Menge von Objektivationen ist und zu einer geistesgeschichtlichen Epoche zusammengefasst werden kann.

In diesem Verfahren liegen Unwägbarkeiten. Das Erleben ist "unergründlich", wie Dilthey sagt, was konkret erstens bedeutet, das Erleben ist nie nur nachschaffend und abbildend, sondern gleichursprünglich schaffend und bildend. Es stellt also Bezüge her, die originär mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, aber faktisch vielleicht nicht bestanden. Zweitens ist das

²¹ Heinrich Wölfflin: *Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien*, München 1888, S. 65.

²² Heinrich Rickert: *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*, Tübingen 1899, S. 38ff. Rickert bezieht sich auf Wilhelm Windelband: *Geschichte und Naturwissenschaft*. Rede zum Antritt des Rektorats der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg, gehalten am 1. Mai 1894, Straßburg 1894, ³1904.

²³ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 224 (beide Zitate).

historiographische Erleben vom gegenwärtigen Geschichtssubjekt geformt, einem Vor-Urteil also, wie Gadamer das nannte,²⁴ von dem in einem vielmaligen Durchlaufen des hermeneutischen Zirkels abstrahiert werden muss. Ohne sein gegenwärtiges Geschichtssubjekt, auch wenn es das falsche ist, kommt der Historiograph aber nicht aus. Wir dürfen nicht vergessen: Das Geschichtssubjekt ist der eigentliche Akteur hinter der originären wie der historiographischen Handlung; von ihm geht die "fundamentale synthetische Kraft" (Rothacker²⁵) aus, ohne die der originäre wie der historiographische Akteur von der einen Objektivation nie zu einer anderen fände.

Nicht nur das Erleben, auch das Verstehen hat seine Tücken. Das Geschichtssubjekt ist etwas Abstraktes. Es bringt Mannigfaltiges hervor. Aber Mannigfaltigkeiten sind nie als solche Gegenstand des Erlebens. Der Erlebnisvorgang hat immer eine einzige Objektivation zum Gegenstand. Geht man zum Verstehen des abstrakten Geschichtssubjekts über, muss die konkrete Objektivation und mit ihr der Erlebismodus fallen gelassen werden. Dieses Problem hat übrigens nur der historiographische, nicht der originäre Akteur. Dilthey adressiert es als "Grenze des Verstehens".²⁶ Es entsteht aus der Unergründlichkeit des Seelenlebens. Der Akteur kann sich nur im Moment des Erlebens der Verbundenheit mit der gemeinschaftlichen Sphäre sicher sein. Ist der Moment vorbei, verliert er diese intuitive Gewissheit und findet sich auf dem dünnen Feld der Abstrakta wieder. Hegels *Phänomenologie des Geistes* lässt grüßen.

Zur Überwindung der Distanz zwischen dem Erlebismodus der einzelnen Objektivation und einer Gesamtschau bedarf es einer kreativen Kraftanstrengung. Dilthey nennt sie einfach "Kraft".²⁷ Eine Einheit des Mannigfaltigen ergibt sich nicht von allein und nicht durch rationale Methoden. (Behauptet jedenfalls die Theorie der Geisteswissenschaften, aber just hier wird die Digitalisierung die Axt anlegen.) Nicht einmal in der Autobiographie, für Dilthey die Königsdisziplin der Geschichtsschreibung, ergibt sie sich ohne weiteres, in der Fremdbiographie schon gar nicht. Die "Biographie als Kunstwerk"²⁸ ist unausweichlich.²⁹ Dilthey denkt natürlich an Goethes *Dichtung und Wahrheit*, namentlich aber an Thomas Carlyles romanhafte Biographien von Schiller, Cromwell, Friedrich II. und anderen.³⁰ Seinen

²⁴ Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*, S. 270ff.

²⁵ Erich Rothacker: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* (1926), S. 133.

²⁶ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 226f.

²⁷ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 226. Die Kategorie der Kraft im geschichtsphilosophischen Zusammenhang geht auf Herder zurück; siehe Hans-Georg Gadamer: *Volk und Geschichte im Denken Herders*, Frankfurt a.M. 1942, S. 15ff.

²⁸ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 248-251.

²⁹ Das wusste man spätestens mit Dilthey. Hayden White (*Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, 1973) und mit ihm eine geschichtstheorievergessene Fangemeinde meinte hundert Jahre später allen Ernstes, all das neu entdeckt zu haben. Sehr freundlich wird das benannt bei Joachim Thielen: *Wilhelm Dilthey und die Entwicklung des geschichtlichen Denkens in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert*, Würzburg 1999 S. 214.

³⁰ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, S. 249 (Goethe) und 250 (Carlyle).

Lehrer Ranke, der doch seinem Selbstverständnis nach nur aufschrieb, wie es war, nennt er in einer Notiz aus dem Nachlass einen "großen Künstler".³¹ Und sicher an seine eigenen (von Schleiermacher, Baur, Scherer, Wagner und vielen anderen), bei deren Abfassung er sich fleißig selbst beobachtet haben dürfte.

Eine weitere Strategie, die Distanz zu überwinden, lautet: das Vorgehen in den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen ernst zu nehmen. Die "instinktiv geübten Verfahren"³² in den Einzeldisziplinen haben, eben weil sie mit der Erlebnisdynamik ihrer Objektivierungen so innig vertraut sind, für Rothacker von sich her die Kraft, Einheit in den mannigfaltigen Objektivierungen zu erfassen. Zum künstlerischen Talent des Historiographen müssen "geistige Sicherheit, Selbständigkeit, innige Vertrautheit mit der 'Sache', spezifisches Können, Klugheit und Reife"³³ hinzutreten.

Die Vermessung der Distanz

Zusammengefasst, baut die geisteswissenschaftliche Geschichtsforschung zwei Herausforderungen auf. Erstens postuliert sie die Existenz einer äußerst komplexen Entität, die wir kurz als Geist bezeichnen können. Diese Entität ist als das Geschichtssubjekt der eigentliche Akteur, der die einzelnen geschichtlichen Objektivierungen hervorbringt. Würde sie nicht existieren, gäbe es nach Vorstellung der Geisteswissenschaften gar keine Geschichte. Sie kann sich in einer materiellen Entität wie einer Person oder einer sozialen Entität wie einem Staat verkörpern, was der einfachere Fall ist. Die Pointe der Theorie sind abstraktere und diffusere Entitäten wie Stil oder Nation. Entsprechend herausfordernd ist es zweitens, solche Geschichtssubjekte historiographisch dingfest zu machen. Allerhand Methoden wie Idiographie oder Durchlaufen des hermeneutischen Zirkels werden aufgeboten, die zugestandenermaßen die eigentliche Schwierigkeit nur unendlich umkreisen können, dass die Bezugnahmen des originären Seelenlebens auf andere Objektivierungen, in denen sich der Geist auch manifestiert, unergründlich bleiben. Unergründliches ist, so kann man die geisteswissenschaftliche Methode auf den Punkt bringen, letztlich nur künstlerisch zu bewältigen. (Zum neuerlichen Abheben der geisteswissenschaftlichen Historiographie auf das "Konstruieren" von Geschichte³⁴ ist also zu sagen: siehe bereits Carlyle und Dilthey.)

Um den heißen Brei der Historiographie herum bauten sich die Geisteswissenschaften allerdings einen großen hilfswissenschaftlichen Apparat. Archive und Bibliotheken wurden

³¹ Nachweis bei Thielen, S. 214.

³² Erich Rothacker: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, Bonn ²1930 (¹1919), S. 270.

³³ Erich Rothacker: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, Bonn ²1930 (¹1919), S. 272.

³⁴ Die Nachweise der Begriffsverwendung würden jeden Rahmen sprengen. Ich beschränke mich auf die schöne Analyse der Denkmode bei Ian Hacking: *Was heißt "soziale Konstruktion"? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, Frankfurt a.M. 1999.

errichtet, regelbasierte Handwerke der Archivierungs- und Editionsphilologie geschaffen und strenge Sachlogiken des Aufbewahrens, Auffindens, Benutzens und erneuten Aufbewahrens installiert. Was in der Leibnizschen *scientia universalis* noch Theoriekonstrukt gewesen war, wurde nun realisiert. Das vermeintlich künstlerische historiographische Arbeiten wurde auf einen durchorganisierten, bürokratisierten, arbeitsteiligen Prozess heruntergebrochen. Anders gesagt, es wurde mit Kulturtechniken der weiteren technischen Auswertung verfügbar gemacht. Das wurde von Dilthey, seine eigene These von der Unergründlichkeit der kulturellen Dynamik hin oder her, selbst mitbetrieben. In der *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) hatte er noch die schöpferische Arbeit des Historikers, "der sozusagen von diesen Lebenseinheiten aus die Geschichte aufbaut", den "toten Abstraktionen, die zumeist aus den Archiven entnommen werden", entgegengesetzt.³⁵ Warum sollen "Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie", so der Titel eines der beiden Memoranden für die Gründung von Literaturarchiven, die er 1889 schrieb,³⁶ für das Geschichtsstudium bedeutsam sein? Zunächst, indem sie nicht nur die literarischen Objektivationen selbst sammeln, sondern auch allerlei anderweitige Objektivationen mit ihnen verbinden: "Pläne, Skizzen, Entwürfe, Briefe".³⁷ Per se ist die eine Objektivation so unergründlich wie die andere. Eine Geschichtlichkeit der Objektivation zeichnet sich erst dann umrisshaft ab, wenn die Dinge auf einer Ebene, auf der sie kommensurabel sind oder vielmehr mit der sanften Gewalt des Archivars erst kommensurabel gemacht werden³⁸, zueinander in Relation finden. Das geschieht über eine "Registrierung"³⁹ der Objekte nach Zeit, Ort, Korrespondenzpartner, Materialität und Medialität der Quelle, Gattungszuweisung usw. – also dem, was heute Metadaten genannt wird. Indem ein standardisiertes Schema von Metadaten entworfen wird, die mit sprachlich standardisierten Begriffen getaggt werden, wird eine Kommensurabilität gewissermaßen erzwungen, eine zwar rohe und mehr oder weniger (je nach personeller, finanzieller und vor allem topologischer Möglichkeit des jeweiligen Archivs) rohe und schematische, die aber einer "statistischen" Auswertung verfügbar sind und über die sich das "Kausalverhältnis einer geistigen Bewegung"⁴⁰ zeigt. Die Denkgeschichte der Objektivationen erscheint in der Archivierungslogik nicht mehr als quasikünstlerisches Projekt, sondern als Fleißaufgabe: Je mehr registrierte Metadaten verfügbar sind, desto schärfer zeichnen sich die Kausalstrukturen der Geschichte ab. Man kann sie anschließend sprachlich füllen und aus ihnen eine Erzählung machen. Man kann das auch bleiben lassen. Bei der mittlerweile riesigen Menge an Metadaten erscheint die narrative Auswertung nur noch als eine von vielen Möglichkeiten, die

³⁵ Dilthey: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*, GA I, S. 34 (beide Zitate).

³⁶ Der andere und ungleich bekanntere Aufsatz hat den Titel "Archive für Literatur" und ist ediert in GA XV, S. 1-16.

³⁷ Dilthey: "Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie", GA IV, S. 555-575, hier 562.

³⁸ Vgl. dazu aus der Sicht von Derridas Grammatologie Sigrid Weigel: "Vor dem Archiv. Inkorporation, Verschwinden und Wiederkehr von Sammlungen und Bibliotheken im Archiv: die Fälle Szeemann, Cohen und Benjamin", in: Falko Schmieder und Daniel Weidner (Hgg.): *Ränder des Archivs*, Berlin 2016, S. 177-203.

³⁹ Dilthey: "Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte", 573.

⁴⁰ Ebd., 565. Der Kausalbegriff fällt auch in dem anderen Memorandum (Dilthey GA XV, S. 5).

geschichtlichen Strukturen, die in den Daten und ihre Relationen zueinander selbst schon liegen, zu repräsentieren, eine ziemlich verlustreiche obendrein, da die Narration aus narratologischen wie praktischen Gründen nur eine kleine Auswahl treffen können. Zudem wird bereits heute und in einer Big Data-Zukunft desto intensiver Geschichtsschreibung wieder in archivalische Daten und Metadaten retransformiert werden, um die Granularität der geschichtlichen Kausalstrukturen weiter zu verfeinern. In Medizin und Sozialwissenschaften nennt sich das Prinzip Metastudie, in den historischen Wissenschaften kann ihm eine baldige Geburt und Namensgebung vorhergesagt werden; ich greife das am Ende dieses Texts wieder auf.

Womöglich kompensiert die narrative Darstellung nur den Umstand, dass sich im archivalischen Beziehungsnetz der Metadaten die Anmutung des Geschichtlichen ziemlich verflüchtigt. Die hermeneutische Imagination einer geschichtlichen Spannung zwischen den vorfindlichen Objektivationen, die manchen enthusiastischen Jüngling einst zum (Musik-)Geschichtsstudium motivierte, wird im technologischen Gedächtnisapparat durch etwas Speichermedienspezifisches ersetzt. Der Übergang ist allmählich und schmerzfrei. Zwar kann ein einmal hermeneutisch imaginierter Abstand selbst gespeichert werden. Im erneuten Zugriff haben die hermeneutisch erhobenen Metadaten nie mehr hermeneutischen, sondern nur noch speichertechnischen Charakter. Schon die klassische Bibliothek ist ein Ort der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, eine "Künstlichkeit der Ordnung [...], der allerdings keine irgendwie geartete Natürlichkeit gegenübersteht".⁴¹

Wo der sachliche Grund der Technifizierung der Historiographie liegt, lässt sich anhand einer These Arnold Gehlens von 1957 deutlich machen. Gehlen analysierte in der Nachkriegszeit, wie alltägliche Lebensbereiche durch die durchschlagende Technisierung alltäglicher Lebensbereiche, gerade auch die seelischen, technisiert wurden. Mit dieser Phase wurde aber keine bis dato herrschende kulturgeschichtliche Epoche abgelöst. Vielmehr wurden die bisherigen kulturellen Techniken auf dem erreichten Niveau ins Technische überführt, und zwar nach dem Prinzip der möglichst wirksamsten und leichtesten Verarbeitung der betreffenden Daten.⁴² Der technische Hebel, der alle jenen imaginativen, assoziativen, künstlerischen Brückenschläge von der einen Objektivation zur nächsten vom seelischen Inneren nach außen wendet und sie auf eine Ebene mit äußeren Vorgängen hebt, ist die Sprache. Die sprachliche Operationalisierung von Vorgängen im Programmcode von Software ist so gesehen nur eine weitere Eskalationsstufe in der Technisierung via Sprache, die schon weit vorher begann, nämlich um 1800, als man in der Dichtung und eben in der

⁴¹ Ulrich Johannes Schneider: "Ordnung als Schema und als Operation. Die Bibliothek Herzog Augusts", in: Peter Gente (Hg.): *Foucault und die Künste*, Frankfurt a.M. 2004, S. 315-338, hier 338.

⁴² Arnold Gehlen: *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Hamburg 1957 (Neubearbeitung von ders.: *Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Tübingen 1949), S. 91.

geisteswissenschaftlichen Geschichtsschreibung konsequent begann, seelisches Erleben zu versprachlichen.⁴³ Es ergibt sich damit eine kulturgeschichtlich bisher nicht dagewesene "Interferenz" des gegenwärtigen technischen mit dem vorangegangenen Zeitalter.⁴⁴ Die Kulturgeschichte, wenn nicht sogar die Geschichte überhaupt, gehört für Gehlen damit der Vergangenheit an.

Wir müssen daher die Indizien einer Technisierung des historiographischen Arbeitens bereits in der Blüte- und Reifezeit des geisteswissenschaftlichen Denkens suchen. Mehr noch, insofern das geisteswissenschaftliche Arbeiten genuin in der sprachlichen Explikation von "unergründlichem" seelischen Erleben besteht, enthält es die Tendenz zur Technisierung in sich selbst.

Nota bene zum *Internet im Seminarraum?*, die vortechnische menschliche Kreativität gegen das stupide Rechnen der Maschinen in Stellung zu bringen, wie es in der aktuellen Debatte um die Digitalisierung der Klassenzimmer geschieht, ist also eine faule Alternative. Das 19. Jahrhundert wird fälschlicherweise gegen das 21. ausgespielt, wenn die Diagnose stimmt, dass schon das 19. Jahrhundert aus der Geistestätigkeit den Geist durch Kulturtechniken austrieb und umgekehrt das 21. dabei ist, den Technologien beizubringen, sich selbst Geist einzuhauchen. "Geist" sieht mehr und mehr aus wie eine ziemlich schiefe Metapher.

Dass sich keine exakte Gesetzmäßigkeit finden lässt, nach der das kulturelle Gewebe gestrickt ist, ist aus der Perspektive des Repräsentationsmediums Sprache egal: Die Sprache tut den Unergründlichkeiten Gewalt an, aber nur ein bisschen, indem sie die Ortspunkte des kulturellen Gewebes anschreibt. Und zwar im unmittelbaren Sinn: Sie weist den Objektivationen loci zu und fixiert sie durch Abstände, zum Beispiel in archivalischen Ablagelogiken, im Verweissystem eines Zettelkastens oder in der Zuteilung von Metadaten. Das geschieht schon bei den Geschichtsforschern selber. In den Bibliotheken wiederholt es sich, und zwar nicht nur dadurch, dass sie das historiographische Produkt sammeln, sondern auch indem sie die Gelehrtenbibliothek samt Aufstellungslogik nach dessen Ableben übernehmen. Nach denselben Überlegungen wird auch Zettelkästen ein Weiterleben in der Bibliothek zwecks historiographischer Zweitauswertung gewährt; man denke an die legendären Karteien von Niklas Luhmann, Hans Blumenberg, Arno Schmidt, Friedrich Kittler oder an den "kybernetischen" Zettelkasten⁴⁵ Aby Warburgs, aus dem die Aufstellungslogik der Warburg-Bibliothek abgeleitet wurde. In der Pariser Bibliothèque Nationale steht ein von dem Musikethnologen Patrice Coirault Mitte des 20. Jahrhunderts in mühevollster Arbeit erstellter Zettelkasten, der nach dem "Timbre", d.h. eines bekannten Liedgerüsts aus melodischen und

⁴³ Ebd., 92. Man denkt hier natürlich an den Friedrich Kittler der *Aufschreibesysteme 1800/1900* (München 1985). Aber weder hier noch in anderen Schriften dieser Jahre wird Gehlen erwähnt.

⁴⁴ Ebd., 88.

⁴⁵ Wolfgang Ernst: *Das Gesetz des Gedächtnisses*, Berlin 2007, S. 91.

textlichen Versatzstücken, sortiert tausende Vaudevilles aus dem 17. und 18. Jahrhundert verzeichnet. Ich beabsichtigte, den Zettelkasten in den 1990er Jahren für eine musikhistoriographische Arbeit auszuwerten, wurde aber durch Intrigen französischer Forscher daran gehindert. Erst später kam mir der Gedanke, dass die eigentliche Historiographie schon im Zettelkasten selber liegt: Das Timbre als Ordnungskriterium bildet genau die Assoziationsspur ab, die der Urheber eines Vaudevilles damals hatte. Anders gesagt, das Timbre unterläuft das gesamte Gebäude der geisteswissenschaftlichen Geschichtstheorie und markiert die Handlungsgründe der historischen Akteure selber. 2013 stellte das Deutsche Literaturarchiv Marbach Zettelkästen mit dem sinnigen Titel "Maschinen der Phantasie" aus.⁴⁶ Phantasie, diese Sekundärtugend des historiographischen Arbeitens, ist vielleicht nichts als ein blumiges Etikett für maschinell emulierbare Vorgänge.

Damit wird eine unabschließbare qualitative Erklärung der seelischen Unergründlichkeiten vermieden. An ihre Stelle tritt eine möglichst feine Erschließung der materiellen Hinterlassenschaften der Seelentätigkeiten nach Zeit, Ort und Materialität. Die unerreichbare Qualität wird durch quantifizierte Metadaten substituiert. Die haben den Vorteil einer eindeutigen Adressierbarkeit, Wiederholbarkeit und wechselseitigen Abstandsbestimmbarkeit. Damit können die unerreichbaren qualitativen Fragen quantitativ abgeschätzt werden: Wenn man nicht explizit qualitativ herausfinden kann, ob Autor P durch Q beeinflusst wurde, dann behilft man sich mit einer quantitativen Abstandsbestimmung: Wie nahe waren sich P und Q zeit-räumlich? Wie nahe nebeneinander hatte sie eine Drittperson R gewissermaßen im Regal stehen? Eine rein örtliche Abstandsbestimmung wie etwa der enge geographische Zirkel einer Stadt⁴⁷ oder der enge zeitliche Zirkel eines Kalenderjahres.⁴⁸ Nichts davon ist ein Beweis, aber alles ein Indiz. Nirgends zeigt sich das Geschichtssubjekt selbst, aber überall ein Schemen, der durch quantitative Vermehrung beliebig scharf gestellt werden kann.

An dieser Stelle ein *Nota bene* zu den *Fehlzeitenregelungen*. Es war also schon immer geisteswissenschaftliches Wunschdenken, das Humboldtsche Ideal des geisteswissenschaftlichen Selbststudiums als völliges Vakuum aufzufassen, in dem man kreativ auf sich selbst geworfen sei und sich ein Thema in endlosen hermeneutischen Zirkelgängen erschließe. Der tatsächliche Inhalt, mit dem das Humboldtsche Selbststudium einer Geisteswissenschaft sich füllt, ist hilfswissenschaftliche Fleißarbeit. Und zwar bereits im 19. Jahrhundert. Das ist, wie ich abschließend ausführen werde, in der digitalen Ära nicht anders geworden, nur die Medientechnik des hilfswissenschaftlichen Arbeitens hat sich gewandelt. Als angemessene Konsequenz für die Fehlzeitenfrage ergibt sich hieraus: Die Vorlesung darfst du schwänzen, die hilfswissenschaftlichen

⁴⁶ Heike Gfrereis und Ellen Strittmatter (Hgg.): *Zettelkästen. Maschinen der Phantasie* (= Marbacher Katalog 66), Marbach a.N. 2013.

⁴⁷ Zum Beispiel Walter Serauky: *Musikgeschichte der Stadt Halle*, Halle 1935; Josef Sittard: *Zur Geschichte der Musik und des Theaters am württembergischen Hofe*, Stuttgart 1890 (Bd. 1) und 1891 (Bd. 2).

⁴⁸ Zum Beispiel Hans Ulrich Gumbrecht: *1926. Ein Jahr am Rand der Zeit*, Frankfurt a.M. 2003.

Einführungskurse müssen eiserne Pflicht sein. Wie gesagt im Prinzip bereits zu Diltseys Zeiten. Und warum sollte man in heutigen digitalen Zeiten noch einmal dem schönen Schein einer Selbstlüge erliegen?

Wenn Luhmanns Bücher, wie oft gesagt wird, Ausformulierungsvarianten seines Zettelkastens waren, dann muss der Vorgang auch umkehrbar sein: Aus Büchern können wieder Zettelkästen gemacht werden und aus jenen dann wieder das nächste Buch. Die massenhafte Digitalisierung von Forschungsliteratur über OCR-Texterkennung, die in den letzten Jahren eingesetzt hat, ist nichts anderes als diese wechselseitige Transformierbarkeit von Historiographien, historischen Fakten und archivalischen Metadaten im ganz großen Stil. Spätestens hier ist die Übersetzbarkeit von historiographischem Content (Fakten plus Metadaten) und historiographischer Verwertung offenkundig. Je nach Zweck – von der Seminararbeit über Qualifikationsschriften, Ausstellungen oder Vorträge bis hin zu marketingorientierten Websites – sieht die historiographische Arbeit anders aus, aber nirgends geht sie aus einer phantasievollen oder gar künstlerischen Tätigkeit hervor. Der Einsatz von Historiographiebots liegt nahe, für simple Storystrukturen wie Wetterverläufe oder Sportereignisse ist er schon Realität.

Aber ich greife vor. Zunächst wieder ein Schritt zurück in die Theorie der geisteswissenschaftlichen Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts. Darin war die Psychologie ein wesentlicher Faktor. Daran hielt noch Rothacker in den 1920er Jahren fest, ungeachtet der scharfen Kritik Husserls und Heideggers am Psychologismus (wobei nur Heidegger, nicht aber die Geisteswissenschaftler bemerkte, dass damit das gesamte Gebäude der Geisteswissenschaft im Prinzip zusammenbrach). Im späten 19. Jahrhundert war unstrittig, dass sich das Geschichtssubjekt psychologisch darlegen lässt. Das ändert zwar nichts an der von Dilthey konstatierten Unergründlichkeit des Seelenlebens. Aber an der Erforschbarkeit und an der Angemessenheit von scharf umrissenen Forschungsmethoden bestand kein prinzipieller Zweifel. Dilthey sah sein Konzept des Literaturarchivs ausdrücklich als Konkretisierung einer "Kulturgeschichte von einem psychologischen Ausgangspunkte aus".⁴⁹ War etwa das Geschichtssubjekt ein Volk, so waren seine Gedächtnis- und Assoziationstechniken, mit denen kulturelle Objektivationen zustande kamen, als Völkerpsychologie darstellbar. Eine Völkerpsychologie ist einerseits das Produkt geisteswissenschaftlicher Forschung, bildet aber andererseits die Grundlage für geisteswissenschaftliche Forschung, die sich mit einer bestimmten Gruppe von Objektivationen eines Volks beschäftigt.

Ich zeige exemplarisch an einem Schlüsseltext der geisteswissenschaftlichen Musikforschung, wie der argumentative Konnex von Geistesgeschichte und Völkerpsychologie aussieht. "Wenn

⁴⁹ Dilthey: "Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie", GA IV, S. 559.

vom Standpunkte einer geistesgeschichtlich orientierten Musikwissenschaft aus versucht werden soll", so beginnt Wilibald Gurlitts berühmter Vortrag auf der Freiburger Orgeltagung 1926, die "historischen Klangstile" der Epochen zu erforschen sind und "die geschichtliche Notwendigkeit einzusehen [ist], in der ein bestimmter Musikstil mit einem bestimmten Klangideal und ein bestimmtes Klangideal mit einer bestimmten Auswahl und Rangordnung des Musikinstrumentariums verbunden sind"⁵⁰ – dann kann man das mit Wölfflin querlesen (der für Gurlitt im Ersten Weltkrieg nachweislich wichtigsten Anregung für seine "geistesgeschichtlich orientierte Musikwissenschaft" neben Dilthey⁵¹). Wölfflin beschreibt in der erwähnten Studie zur Kunst in Renaissance und Barock "Stil als Ausdruck seiner Zeit"⁵², wobei das Subjekt nicht nur temporal, sondern stets auch lokal eingegrenzt bleibt auf den "Stil der Schule, des Landes, der Rasse".⁵³ Nach diesem Muster unterscheidet Gurlitt ein "deutsche(s) vorbarocke(s) Klangideal" und ein "Klangideal der italienisch-deutschen Barock-Epoche".⁵⁴ Die beiden Klangstile werden von Gurlitt gewissermaßen idiographisch beschrieben. Aber lassen sie sich auch erklären? Von Wölfflin her gedacht ist die Möglichkeit einer Erklärung evident: "Die Betrachtungsweise, die das neue Formgefühl des Barock erklären soll, ist die psychologische."⁵⁵ "Einen Stil *erklären* kann nichts anderes heißen als ihn nach seinem Ausdruck in die allgemeine Zeitgeschichte einreihen" derart, "dass hier der unmittelbare Ausdruck eines Seelischen vorliegt".⁵⁶ Die psychologische Methode dazu hatte Wölfflin bereits in der Dissertation *Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur* (1886) entworfen. Für das kollektive Seelische, das sich über die Vermittlung der menschlichen Körperhaltung als Ausdruck seines seelischen Zustands in einem architektonischen Körper oder einem Klangkörper ausdrückt, entwickelt sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine eigene Wissenschaft, die Völkerpsychologie. Mit ihr lassen sich nicht nur primitive Kulturformen beschreiben, sondern auch hochentwickelte "geistige Kulturen"⁵⁷; insbesondere machen sie das "Entwicklungscontinuum von [instinktiver] Aufmerksamkeitszuwendung und Apperzeptionsprozessen, Willensbekundungen und Wahlakten bis zu den gemeinschaftlichen Leistungen und ethischen Entscheidungen"⁵⁸ transparent. Die Völkerpsychologie ermittelt über

⁵⁰ Wilibald Gurlitt: „Die Wandlungen des Klangideals der Orgel im Lichte der Musikgeschichte“, in: ders. (Hg): *Bericht über die Freiburger Tagung für Deutsche Orgelkunst*. Vom 27.–30. Juli 1926, Kassel 1926, ed. in ders.: *Musikgeschichte und Gegenwart*, Bd. 2, hg. von Hans Heinrich Eggebrecht, Wiesbaden 1966, S. 3-33, hier S. 31.

⁵¹ Quellen und Nachweise dazu bei Rainer Bayreuther: „Beiträge zu Leben und Schaffen des Musikwissenschaftlers Wilibald Gurlitt“, in: Bericht der Tagung *Gurlitt. Eine Gelehrtdynastie zwischen Kunst und Wissenschaft*, Marbach 1.-2.10.2015, hg. von Ursula Renner-Henke, im Druck.

⁵² Heinrich Wölfflin: *Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien*, München 1888, S. 61.

⁵³ Heinrich Wölfflin: *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst*, München 1915, S. 6.

⁵⁴ Wilibald Gurlitt: "Die Wandlungen des Klangideals...", S. 3 und S. 4.

⁵⁵ Heinrich Wölfflin: *Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien*, München 1888, S. 61.

⁵⁶ Ebd., 65.

⁵⁷ Wilhelm Wundt: *Völkerpsychologie*, Bd. 10, Leipzig 1920, S. 393.

⁵⁸ Jochen Fahrenberg: "Wundts Völkerpsychologie – Programm und Methodik", in: G. Jüttemann (Hrsg.): *Die Entwicklung der Psyche in der Geschichte der Menschheit*, Lengerich 2013, S. 55-67. Hier zit. nach der

die "Entwicklungsgesetze" einer Gemeinschaft den "Inhalt einer Volksseele".⁵⁹ "In der Tat", konnte Gurlitt in einem ihm wohlbekannten Bestseller seiner Zeit nachlesen, "besitzt jede Kultur ihre eigene systematische Psychologie".⁶⁰ Zu ihren Erkenntnissen kommt die Völkerpsychologie mit einem Crossover an empirischen und geisteswissenschaftlichen Methoden. Wohl kann man nicht ein ganzes Volk ins Labor holen. Aber von laborativ gewonnenen Erkenntnissen her, die Wundt in seinem Leipziger Labor in den 1880er und 90er Jahren reichlich erhob, lassen sich "in den objektiven Geisteserzeugnissen zahlreiche Gegenstände einer vergleichenden psychologischen Analyse" unterziehen.⁶¹ Zusammengefasst, was Wölfflin (1915) und Gurlitt an völker- und epochenspezifischen Stilen idiographisch beschreiben, lässt sich der geisteswissenschaftlichen Auffassung um 1900 nach auf die psychologische Ebene herunterbrechen. Kennt man also die Psychologie der Volksseele, lassen sich aus ihnen direkt, ohne hermeneutischen Zirkel, ohne Künstlertum und ohne Narrative, historiographische Sentenzen gewinnen. Aus dem unergründlichen und ungreifbaren Geschichtssubjekt eines Volksgeists oder einer "Weltanschauung" werden nun psychologisch beschreibbare "Typen"⁶².

Der Geist ist tot, die Geisteswissenschaft hat ihn getötet

Während die Geisteswissenschaftler oft heute noch in leerem und völlig folgenlosem Zweifel baden, was die Digitalisierung mit ihrem Fach macht,⁶³ war der Geisteswissenschaft der Geist längst schon mit Foucault⁶⁴ und Kittler⁶⁵ abhandengekommen. Hätte man die Theorien und Selbstbeschreibungen der Geisteswissenschaften zur Kenntnis genommen, hätte man schon am späten 19. Jahrhundert beobachten können, wie allenthalben der Geist, weil unendlich und unerforschbar, eingeklammert und durch endliche, wohldefinierte und sprachlich stigmatisierbare (wie Foucault das nannte⁶⁶) Arbeitsschritte repräsentiert wurde. Was als das

Langfassung, publ. online unter www.jochen-fahrenberg.de/uploads/media/Wundts_Voelkerpsychologie_-_Programm_und_Methodik_Langfassung_2013_.pdf

⁵⁹ Wilhelm Wundt: *Probleme der Völkerpsychologie*, Leipzig 1911, S. 17 und S. 12.

⁶⁰ Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes*, Bd. 1, München 1918, ⁶⁰⁻⁶⁵1925, S. 387.

⁶¹ Wilhelm Wundt: *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung*, Bd. III: *Logik der Geisteswissenschaften*, ⁴1921, S. 51.

⁶² So bei dem Diltheyschüler Herman Nohl: *Die Weltanschauungen der Malerei*, Jena 1908. Der Lehrer greift das auf in Wilhelm Dilthey: "Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen" (1911), ed. in: GA VIII, S. 73-118. (Ansätze der Typenlehre finden sich bei Dilthey allerdings bereits vor Nohl.) In der musikwissenschaftlichen Forschung ist der Typusbegriff aufgegriffen worden von Gustav Becking: *Der musikalische Rhythmus als Erkenntnisquelle* (Habil.schr. 1922), Augsburg 1928.

⁶³ So Frédéric Döhl: "Zur Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Digital Humanities für die Musikgeschichtsschreibung", in ders.: *Musikgeschichte ohne Markennamen. Soziologie und Ästhetik des Klavierquintetts*, Bielefeld 2019, S. 37-55.

⁶⁴ Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (orig. *Les mots et les choses*, 1966), dt. Frankfurt a.M. 1971.

⁶⁵ Friedrich Kittler (Hg.): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, Paderborn u.a. 1980, bes. die "Einleitung" S. 7-13.

⁶⁶ Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 76.

akademische Endprodukt Geschichtsschreibung dabei herauskam, waren keine Geniestreiche mehr, sondern Fleißarbeiten aus idealiter sehr vielen, aber endlich vielen Puzzleteilen.

Noch ein Nota bene zum absurden Theater der universitären *Fehlzeitenregelungen*: Die Frage, ob eine Kopplung von Präsenz und Prüfung im akademischen Lehrbetrieb (digital implementiert oder nicht) dem geisteswissenschaftlichen Ideal Humboldts und Schleiermachers entspricht oder nicht, ist denkbar dumm gestellt. Denn die Antwort muss notwendigerweise widersprüchlich bleiben: Dem Dilthey der *Einleitung in die Geisteswissenschaften* von 1883 entspricht sie, dem Dilthey der Archivmemoranden von 1889 oder Lipps' Geisteswissenschaftskonzept aus dem Geiste der Psychologie⁶⁷ widerspricht sie. Der intrinsische Selbstwiderspruch der Geisteswissenschaften ist zugleich die Axt, mit der der Knoten durchschlagen werden kann. Von der Einsicht aus, dass in der sprachlich repräsentierten humanen Geistestätigkeit auch schon der Keim zur Austreibung des Geistes liegt, kann eine praktische Frage wie die Kopplung von Präsenz und Prüfung angegangen werden. Beziehungsweise es können die Fragen identifiziert werden, die diesem vergleichsweise oberflächlichen Problemchen zugrunde liegen, wie innerhalb einer gegebenen Präsenzzeit Aufgabenstellung (seitens eines Dozentenaktanten, der auch nonhuman sein kann), Aufgabenlösung (seitens eines Studentenaktanten, der auch ein Verbund aus humanem Wesen und Onlinetools sein kann), erneute Aufgabenstellung, erneute Aufgabenlösung usw. und am Ende auch eine Zensurierung technologisch-algorithmisch verzahnt sein sollen.

Welche Rolle in diesem riesigen Simulationsprogramm von Geschichte die Psychologie spielte, habe ich dargestellt. Nun wurde schon erwähnt, dass für eine anstehende historiographische Aufgabe geschichtliche Kollektivsubjekte wie ein ganzes Volk, aber auch Individualsubjekte wie eine Einzelperson, nicht vorher im psychologischen Labor analysiert werden können. Das ist aber auch nicht notwendig. Denn auf Basis einer psychologischen Theorie, die ihrerseits empirisch abgesichert wurde und eine statistisch gesicherte Korrelierung zwischen der Objektivation einer Person und bestimmten psychischen Faktoren erlauben, die sich in ihr manifestierten, kann von den Objektivationen auf ein Set von psychischen Faktoren rückgeschlossen werden, die bei seiner Hervorbringung wirksam waren. Das Set fungiert dann als psychologische Repräsentation des (per se ungreifbaren) Geschichtssubjekts, das die Objektivation hervorbrachte. Damit können aus dem Set die fehlenden Faktoren abgeleitet werden, die aus den archivalischen Metadaten einer Objektivation nicht hervorgehen und die zwischen jenen die kausalen Verbindungslinien ziehen, die aus einer Abfolge von Geschehnissen Geschichte machen. Derartige Theorien wurden parallel zur Theoriebildung der Geisteswissenschaften entworfen: eine Völkerpsychologie vom genannten Wilhelm Wundt, eine Individualpsychologie samt psychologischer Ästhetik u.a. von Theodor Lipps⁶⁸ und Robert

⁶⁷ Theodor Lipps: *Grundtatsachen des Seelenlebens*, Bonn 1883, definiert die "Philosophie als Geisteswissenschaft oder Wissenschaft der inneren Erfahrung. Auf innerer Erfahrung beruhen Psychologie, Logik, Aesthetik, Ethik mit den daran sich anknüpfenden Disciplinen" (S. 3).

⁶⁸ Lipps hat sein Forscherleben lang nichts weiter getan, als die große These aus den *Grundtatsachen des Seelenlebens* (1883) zu entfalten, nach der alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen (Logik, Ästhetik inklusive Klangästhetik, Ethik, Religion) auf psychologischer Grundlage stünden und auf psychische "Grundtatsachen"

Vischer⁶⁹. Sie fundierte die Geschichtsschreibungen in den Einzeldisziplinen wie die Architekturgeschichtsschreibung bei Wölfflin, die Literaturgeschichtsschreibung bei Wilhelm Scherer oder Oskar Walzel, die Musikgeschichtsschreibung bei Ernst Kurth⁷⁰. Durchweg herrschte das Selbstverständnis, damit eine geisteswissenschaftliche Geschichtsschreibung zu betreiben.

Doch hier geht es nicht darum, den historiographischen Verästelungen nachzugehen, die sich aus der Einklammerung des Geists und seiner Repräsentation durch Psychologie im frühen 20. Jahrhundert ergaben.⁷¹ Wir wollen auf die technische Implementierung von Historiographie hinaus. Aufzuzeigen, dass zum einen mit dem Archivwesen und zum anderen mit der Psychologisierung der Historie bereits im 19. Jahrhundert die notwendigen Grundlagen geschaffen wurden, war das Ziel meiner Überlegungen.

Nota bene zum *Copy and Paste*: Nun mag man sagen, bei den Grundlagen ist es bis heute geblieben, und außer einer enormen Professionalisierung und Technisierung der historischen Hilfswissenschaften, aktuell etwa in der Digitalisierung von Archivbeständen, ist alles beim Alten geblieben. Für die historiographischen Hervorbringungen an der Spitze der Akademikerpyramide gilt das noch. Aber an ihrem Fundament beginnt es zu bröckeln. Die akademischen Qualifikationsarbeiten im Copy-and-Paste-Style sind der unbeholfene Anfang. Sie bilden ein hybrides Durchgangsstadium zwischen der intrinsischen Technizität der humanen Geschichtsschreibung (des späten 19. Jahrhunderts) und der expliziten Technizität der transhumanen Geschichtsschreibung (des weiteren 21. Jahrhunderts). Die Schreibbots, die historiographische Kurztexte wie Sportberichte oder Lexikoneinträge verfassen, haben gerade die Arbeit begonnen. Dass in absehbarer Zeit die ersten algorithmisch geschriebenen Einzelbiographien erscheinen werden, sobald eine kritische Masse an Archivbeständen digitalisiert und online verfügbar ist, darauf bin ich bereit Wetten abzuschließen.

Vielleicht kann das folgende Modell dienlich sein, der Wette zum Erfolg zu verhelfen.

Es hat als Zentrum zwei Individuenentitäten:

wie Streben, Energie, Kraft und Einfühlung zurückgeführt werden könnten. Dementsprechend enthalten die nachfolgenden Einzelstudien (*Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen*, Leipzig 1897, wo es im Vorwort heißt: "Die Untersuchungen dieser Schrift sind psychologische, die Erklärungen psychologische Erklärungen" (S. VII); ders.: *Leitfaden der Psychologie*, Leipzig 1903; ders.: *Ästhetik*, 2 Bde., Hamburg 1903 und 1906) durchweg am Anfang als Definition mit auf den Weg, es handele sich um psychologische Disziplinen.

⁶⁹ Robert Vischer: *Ueber das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Aesthetik*, Leipzig 1873.

⁷⁰ Ernst Kurth: *Die Voraussetzungen der theoretischen Harmonik und der tonalen Darstellungssysteme*, Bern 1913; Ernst Kurth: *Grundlagen des linearen Kontrapunkts. Einführung in Stil und Technik von Bach's melodischer Polyphonie*, Bern 1917.

⁷¹ Für die Disziplin Rhythmik habe ich das versucht in R.B.: „Rhythmus in der Moderne. Überlegungen zu einer ehemals musikwissenschaftlichen Disziplin“, in: Bericht der Tagung *Im Rhythmus. Entwürfe alternativer Arbeitsweisen um 1900 und in der Gegenwart* 27.-28.11.2015, hg. von Carolin Piotrowski und Christoph Büttner, München 2018, S. 151-172.

1. eine Objektivation, um die herum ein kausaler geschichtlicher Zusammenhang primär erforscht und sekundär auch niedergeschrieben wird. Die Objektivation kann im einfachen Fall ein einzelnes künstlerisches Artefakt sein, zum Beispiel ein musikalisches Werk, aber auch eine institutionelle Hervorbringung wie zum Beispiel die Geschichte einer Hochschule, eines Vereins, eines Archivs. Wichtig ist, die ontologische Doppelnatur der Objektivation zu beachten:

- einerseits als ein Individuum (1a),
- andererseits als ein aus einem Ereignis vom Typ Handlung (1b) hervorgegangenes Individuum, dem die anderen am Ereignis beteiligten Individuen eingeschrieben sind: Urheberpersonen, Ereigniszeitpunkte oder -räume, Ereignisorte.

2. ein virtuelles Image, das die Objektivation (1a/b) über ein Set von Metadaten repräsentiert. Die Metadaten zerfallen in zwei Unterklassen, die

- statischen Metadaten (2a), die das Ereignisindividuum (1b) mittels folgender tags abbilden: *wer?* (Urheber, Korrespondenzpartner, sonstige beteiligte Personen an 1b); *wann?* (Ereigniszeitraum von 1b); *wo?* (Ereignisort von 1b). Über den tag *was?* wird das Metadaten set mit dem Individuum (1a) und seinem aktuellen Aufbewahrungsort samt Benutzungsbedingungen eineindeutig verbunden. Sie werden komplettiert von den
- dynamischen Metadaten, die die einer Handlung (1b) innewohnende Dynamik und Tendenz abbilden. Handlungstheoretisch sind das die tags *warum?* (Gründe der Handlung 1b) und *wie?* (Intentionen der Handlung 1b). Diese dynamischen Metadaten werden, wie oben skizziert, psychologisch gewonnen. Die statischen Metadaten (2a) sind dabei die raum-zeitlichen Eckwerte, an denen sich die empirische und/oder statistische Bestimmung der dynamischen tags orientiert. So sind zum Beispiel anachronistische oder anapopische Bestimmungen ausgeschlossen, weil sie in den Gründen und Intentionen der realen Handlung (1b) nicht enthalten gewesen sein können. Je mehr statische Metadaten (2a) zu einem Ereignis (1b) vorhanden sind, desto genauer können die dynamischen Metadaten (2b) auf statistischem Weg ermittelt werden. Zu den Details, in denen ich selbst nicht ausgewiesen bin, siehe die aktuelle Psychometrie, die in der hyperpersonalisierten Werbung schon weit entwickelt ist.

Diese Individuenentitäten (in den Rechtecken des u.a. Schemas) bilden das materielle Zentrum des Historiographieautomaten. Die Objektivation selbst (1a/b) ist nur die letztendliche Referenz, auf die man zwecks Gewinnung oder Kontrolle der Metadaten (2a) zurückgreifen muss. Historiographisch gearbeitet wird ausschließlich mit seinem virtuellen Image, den Metadaten. Die Arbeitseinheiten (in den Rauten des Schemas) unterhalb der Individuenachse leisten die Erhebung und Verfeinerung der Metadaten: Mit der archivalischen Arbeit wird die Objektivation gemäß ihrer statischen Metadaten erschlossen, mit der psychologischen Arbeit gemäß ihrer dynamischen Metadaten. Beide Arbeitseinheiten sind selbstverständlich automatisiert. Die eigentliche historiographische Arbeit, im Schema oberhalb der Achse

dargestellt, wird von den Algorithmen erledigt, die die statischen (2a) und die dynamischen (2b) Metadaten verknüpfen. Das Resultat der historiographischen Arbeit ist ein kausal strukturiertes Set von Aussagesätzen über Handlungen anhand der genannten tags von 2a und 2b.

In welcher Form dieses historiographische Resultat dann ausgegeben wird, ist eine nachrangige Frage von Zwecken, Bedingungen und Vorlieben, die die historiographische Arbeit veranlassen. Es sind verschiedene Formen möglich, von denen die klassische Erzählform nur eine ist; denkbar ist auch eine chronologische oder eine topologische Darstellungsform. Nicht jede Darstellungsform braucht das komplette Resultateset, sondern wird sich die Resultate herausfiltern lassen, die seinen Recherchezwecken genügen. Denn warum sollten wir auf immer und ewig nach narrativer Geschichtsschreibung verlangen, wie sie das 19. Jahrhundert kultivierte? Das erschwert nicht nur die Retransformation des Resultats in Metadaten mithilfe von Metastudien. Es lädt künftigen Studentengenerationen in den historischen Disziplinen eine mühsame Extrarunde bei ihrer gewählten Darstellungsform der historiographischen Resultate auf, die wir ihnen heutzutage nun wirklich nicht mehr zumuten sollten.

